

# DER LETZTE SOHN VOM STAMM DER KRU

IM 19. JAHRHUNDERT HEUERN BRITISCHE REEDER FÜR IHRE SCHIFFE AUF DER WESTAFRIKA-ROUTE SCHWARZE SEELEUTE AN. TAUSENDE VON IHNEN LASSEN SICH SPÄTER IN LIVERPOOL NIEDER, DOCH DIE STADT AM MERSEY REAGIERT MIT AUSGRENZUNG UND RASSISMUS. AUCH HEUTE NOCH





**ES WAR EINE FEINDSELIGE  
GESELLSCHAFT, DIE IHN  
UND SEINESGLEICHEN IN  
LIVERPOOL EMPFING. IN  
TOXTETH, BRUNSWICK  
UND DINGLE LEBTEN DIE  
AFRIKANER, NUR DA WAREN  
SIE WILLKOMMEN. DIE KRU  
GALTEN ALS „ALIEN SEAMEN“,  
GEDULDET ZWAR, ABER NIE  
AKZEPTIERT**

**M**ANNAH KWIJIDA WAR EIN Sohn vom Stamm der Kru. Ursprünglich stammten seine Leute aus dem Busch im Landesinneren, aber vor 500 Jahren, wir wissen nicht, warum, zogen sie an die Küste des Landes, das wir heute Liberia nennen. Weil die Kru kaum Land hatten und nur von der Fischerei lebten, waren sie dankbar, als die ersten Schiffe der Europäer im 18. Jahrhundert vor ihren Gestaden auftauchten. Die Seeleute, es waren vor allem Engländer, brauchten Arbeiter, die ihnen beim Löschen und Laden der Schiffe halfen.

Zwar heuerten die Briten nicht nur Kru an, sondern auch andere Stämme entlang der Küsten Liberias und Sierra Leones, aber im Lauf der Jahre begannen sie den Namen für alle Helfer zu verwenden, die sie an Bord holten. Crew, Kru – die Verbindung war bequem und wurde noch stärker, als die Regierung Liberias alle seefahrenden Stämme trotz ihrer verschiedenen Kulturen und Sprachen zu einem Volk der Kru erklärte. Die Afrikaner machten ihre Sache jedenfalls so gut, dass die Briten bald nicht mehr an jeder Station neue Leute anwarben und die Kru für die gesamte Reise an Bord blieben. So wie Mannah Kwijida, der sich als Heizer verdingte, zum Kohleschaufeln.

Die Weißen führten genaue Crewlisten, und jeder Afrikaner bekam ordentliche Papiere. Nur hatten die englischen Offizie-

re keine Geduld, sich mit den fremdartigen Namen zu befassen. Aus Mannah Kwijida wurde, es musste sich leicht schreiben lassen, George Brown. Was allerdings nicht bedeutete, dass er mit dem neuen Namen in die Gemeinschaft der Matrosen aufgenommen war. Kwijida bekam kein Quartier im Schiff, sondern lediglich einen Platz unter der Plane über Deck, die ihn vor Sonne und Regen schützte. Auch die Toiletten der englischen Mannschaft durfte er nicht benutzen; die Zimmerleute bauten den Afrikanern stattdessen Holzgestelle, die am Heck außenbords hingen. Abenteuerliche Konstruktionen waren das, und niemand hat je die Männer gezählt, die bei der Verrichtung ihres Geschäfts abgestürzt und ertrunken sind. Seefahrer auf der Westafrikaroute hatten eine zynische Bezeichnung für diese Vorrichtung: *African Ensign* sagten sie dazu, das afrikanische Wappen. Natürlich hätte Kwijida schon daran erkennen können, wie es ihm im Heimathafen seines Schiffes ergehen würde. Aber als Kru verdiente er seinen Unterhalt auf dem Meer. Und so fuhr er als George Brown mit den Engländern nach Liverpool.

Der Hafen am Mersey war damals eine reiche Stadt, kilometerlang zogen sich die Docks am Fluss entlang. Reeder, Banken und Kaufleute hatten im atlantischen Dreieckshandel ein Vermögen gemacht. Waffen, Textilien und Werkzeuge nach Afrika.

Von dort mit Sklaven in die Neue Welt. Zurück mit Zuckerrohr, Tabak, Gewürzen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kontrollierten Kapitäne aus Liverpool 75 Prozent dieses lukrativen Geschäfts, Historiker schätzen, dass allein Schiffe vom Mersey drei Millionen Sklaven nach Amerika entführt haben.

Als der Sklavenhandel 1807 verboten wurde, hatten die Kaufleute aus Liverpool den Handel mit Westafrika fest in der Hand, und statt Menschen importierte man jetzt Palmöl, tropische Hölzer, Kautschuk und Edelmetalle.

George Brown fand nicht gleich wieder eine neue Heuer; wie viele seiner schwarzen Kollegen ließ er sich in Liverpool nieder, gleich südlich der Docks, wo die Afrikafahrer festmachten. Die meisten zogen in einfache Unterkünfte für Seeleute, und einige Reedereien, wie etwa die Elder Dempster Line, unterhielten sogar eigene Herbergen für die Kru. Der Preis der Unterkunft wurde gestundet, bis die Kru wieder ein Schiff hatten oder anderweitig Geld verdienten. Das aber, fand Brown schnell heraus, war leichter gesagt als getan. Die schwarzen Seeleute waren immer die letzten, die geheuert wurden – und die ersten, die man wieder feuerte, dafür sorgten schon die Gewerkschaften, die sich ausschließlich als Vertreter der Weißen betrachteten. Gleichzeitig musste Brown feststellen, dass die Fabriken Liver-

Links

Wally Brown ist einer der wenigen Schwarzen in Liverpool, die sich heute noch Kru nennen. Er schaffte den Aufstieg aus dem Ghetto und leitet heute eine Hochschule in Liverpool

Rechts

Alhn Gayle arbeitet für das Law Centre der schwarzen Gemeinde in Toxteth. Das Archiv der Rechtsberater wurde gerade zerstört – Brandstiftung

Vorhergehende Doppelseite

Wally Brown hat die Papiere und Pässe seines Vaters aufgehoben. Die Offiziere der englischen Schiffe machten aus Mannah Kwijida George Brown



pools sich weigerten, schwarze Arbeiter einzustellen.

Es war eine feindselige Gesellschaft, die ihn und seinesgleichen in Liverpool empfing, eine zweigeteilte Stadt. In Toxteth, Brunswick und Dingle, unten am Fluss, lebten die Afrikaner, und nur da waren sie willkommen. Die Kru galten in Liverpool als *alien seamen*, fremde Seefahrer, geduldet zwar, aber nie akzeptiert. Nur während des Zweiten Weltkriegs, als Arbeitskräfte knapp waren, öffneten sich den Kru für kurze Zeit die Werkstore. In einer Munitionsfabrik traf George Brown seine Liz, eine weiße Frau. 1941 wurde ihr erster Sohn geboren, sie nannten ihn Walter Kenneth Brown.

**S**echsendsechzig Jahre später steht ebendieser Walter Kenneth Brown in der Tür zu seinem Büro und streckt uns die Hand entgegen. Eine elegante Erscheinung, Krawatte, die Schuhe poliert, kurz geschorene, silbergraue Haare, die Haut eine Spur heller als schwarz. „Nennen Sie mich einfach Wally, das machen hier alle“, sagt er. Sein Büro: der Standard für den gehobenen öffentlichen Dienst, großer Schreibtisch, Bücherregale, separater Tisch und Stühle für Meetings. Nur die Wände erzählen eine eigene Geschichte: Hinter dem Schreibtisch liegt der strahlend blaue Dschungel eines afrikanischen Künstlers. An der Wand daneben Schwarz-

Weiß-Fotos der „Drei Grazien“, der Reederei- und Versicherungspaläste am Hafen. Dann eine Marktszene aus Afrika – und gleich daneben ein vergilbtes Foto des Brixton Market, einer legendären „schwarzen“ Einkaufsstraße im Süden Londons. Dazu Ölgemälde von Schiffen und Docks sowie gerahmte Fotos der Enkel. Zwei Identitäten treffen hier aufeinander, oder anders, sie finden hier zusammen. Afrika – und der Seehafen Liverpool.

Wally Brown ist Rektor des Liverpool Community College. 7000 Vollzeitstudenten und weitere 18 000 in Teilzeit; sechs Gebäudekomplexe; Fachrichtungen von Bauwirtschaft bis Tourismus, auch Modedesign und Journalismus sind dabei, alles sehr praxisbezogen. Wally fing 1992 an, gleich nach der Gründung der Schule. Zwei Jahre später kamen zum ersten Mal die Inspektoren der Bildungsbehörden, und der Standard war, wie Wally selbst einräumt, „eine Katastrophe“. 2005 zählte sein College zu den fünf besten im Land.

Ist Walter Kenneth Brown, Sohn aus einer *mixed marriage*, wie sie hier sagen, also der Beweis, dass Integration funktioniert, dass die Kru in der Gesellschaft angekommen sind?

Nicht die Spur, sagt er selbst. Seine Karriere war ein permanenter Kampf gegen die Institutionen. Er hat der Gesellschaft diese Position abgetrotzt, er hat es geschafft, weil er sich mit den Gegeben-

heiten in Liverpool nie abgefunden hat. Die Stadt seiner Jugend war vom Rassismus geprägt, von systematischen Ausgrenzung, von Drangsalierungen, kleinen Gemeinheiten und großen Ungerechtigkeiten. Aber sein Vater hat es ihm eingeimpft, seit er denken kann: „You don’t want to be a boiler scaler“, wenn du nicht als Kesselklopfer enden willst, geh zur Schule. Vater Brown hat sich auf den Schiffen zwar zum Vormann hochgearbeitet, aber Lesen und Schreiben nie gelernt. „Deshalb hat er mich immer mitgenommen“, sagt Wally, „wenn er bei den Behörden oder der Bank Schreibkram erledigen musste.“ Der wichtigste Impuls für seine Eigenständigkeit war der Beruf des Vaters. „Bevor er an Bord eines Dampfers gegangen ist, hat er mir jedes Mal gesagt: ‚Du bist der Älteste. Du bist jetzt der Mann im Haus.‘“

Der zum Glück eine Mutter hatte, die sich ebenfalls zäh gegen die Vorurteile ihrer Zeit stemmte und es allen zeigen wollte. „Versuchen Sie doch einmal, sich ihre Situation vorzustellen“, sagt Wally, „eine weiße Frau in den Straßen von Toxteth, mit fünf schwarzen Kindern.“ Die Familie hat sie sofort verstoßen, als sie sich mit dem schwarzen Seemann einließ. Wally hat auf der weißen Seite der Familie viele Onkel, Tanten, Cousins – aber regelmäßigen Kontakt hat es nie gegeben. „Dabei war es eine Arbeiterfamilie wie

*Lesen Sie bitte weiter auf Seite 45*



Links

Touchy Keith ist der Hüter des „Alexandra Hotel“, das einmal das Herz des Viertels war und die Stammkneipe von Wally Browns Vater. Das Hotel ist seit Jahren geschlossen – zu wenig Kundschaft

Rechts

Wie die Jermyn Street sehen viele Straßen in Toxteth aus. Die Besitzer klagen auf Eigenbedarf, verammeln die Häuser und lassen sie verfallen. Niemand will in Toxteth investieren, keinen Penny



**TÜREN UND FENSTER SIND ZUGEMAUERT UND VERRAMMELT, DIE FASSADEN SIND DUNKEL, WIE VON RUSS GESCHWÄRZT. DASS ES IRGENDWO NOCH LEBEN GIBT, KANN MAN NUR DARAUS SCHLIESSEN, DASS DIE MÜLLTONNEN AM STRASSEN RAND VOLL SIND**



In der Rosebery Street beten Muslime unter freiem Himmel. Ihre Moschee wird renoviert, ein Ersatzquartier gibt es nicht. Die Religion kam erst mit der letzten Einwanderungswelle. In den Kru-Familien spielte sie keine Rolle



**WAS HABEN SICH DIE  
STADTPLANER NUR  
DABEI GEDACHT? VIELE  
VORGÄRTEIN LIEGEN  
HINTER HOHEN MAUERN,  
DIE MENSCHEN ZIEHEN  
SICH ZURÜCK, SIE  
IGELN SICH EIN – EIN  
NATÜRLICHER REFLEX  
IN EINER KALTEN WELT**

unsere.“ Wehe, einer der Brüder war da, wenn Liz Brown doch versuchte, ihre Mutter zu besuchen. „Raus mit den Niggern!“, hieß es dann. So war es, sagt Wally, natürlich nicht nur in seiner Familie. „Neulich hat jemand eine Forschungsarbeit zu dem Thema veröffentlicht. In solchen Fällen – weiße Frau, schwarzer Mann – sind es vor allem die Brüder, die mit dem rassistischen Reflex reagieren.“

Und wie antwortete die weiße Mutter auf die allgegenwärtigen Feindseligkeiten? „Mit strenger Erziehung. Wenn wir nach dem Essen aufstehen wollten, mussten wir um Erlaubnis bitten“, berichtet Wally. „Bei den weißen Kindern, die auf meiner Schule waren, war das ganz anders. Und wir mussten sogar anklopfen, bevor wir das Wohnzimmer betreten. Aber am wichtigsten war meiner Mutter, dass unsere Kleidung in Ordnung und sauber war. Das war ihr persönlicher Kampf gegen dieses Vorurteil, dass weiße Frauen, die sich mit Schwarzen einlassen, Prostituierte sein müssen.“ Die Leute wollten glauben, dass Wally und seine Geschwister Schmutz sind, also hat die Mutter dafür gesorgt, dass sie immer sauber bleiben.

In den 1930er-Jahren untersuchte die Soziologin Muriel Fletcher das „Problem der Farbigen in Liverpool und anderen Häfen“. Zur Rolle weißer Frauen schreibt sie: „Früher oder später bereuen sie ihre Allianz mit einem farbigen Mann, und

wenn sie erst einmal erkannt haben, wie abstoßend ihr Schicksal ist, leiden sie sehr unter ihrer misslichen Lage. ... Eine weiße Frau, die sich auf einen schwarzen Mann eingelassen hat, wird sich aus dieser Lage nicht mehr befreien können, sie ist niemals sicher im eigenen Haus, wenn der Mann fort ist. ... Weil das Einkommen nie genügt, ist die Versuchung groß, hartnäckigem Werben anderer Farbiger nachzugeben, um sich etwas hinzuzuverdienen.“

Wally Brown klatscht seine Fotokopie des „Fletcher-Reports“ auf den Tisch. Als *half-caste*, wie die Soziologin ihn nennt, den Mischling aus einer der verteuflten Beziehungen zwischen Schwarz und Weiß, findet er diese Beschreibungen verletzend, entwürdigend, schlicht grässlich. „Sie haben das Ihre dazu getan, die rassistischen Vorurteile in dieser Stadt zu zementieren“, sagt er. Als Wissenschaftler, der selbst zu diesem Thema geforscht hat, hadert er mit der vergeudeten Chance. Denn der „Fletcher-Report“ war der erste seiner Art, der sich überhaupt mit dem Elend der schwarzen Bevölkerung befasst hat. Der Datensatz ist wertvoll, und viele Beobachtungen stimmen ja. Die Zustände im Viertel der Kru waren, wie es im Vorwort des Berichts heißt, tatsächlich „beklagenswert“, und es war „Sünde an der Nachwelt, solcherart Übel zuzulassen“. Nur dass die Fakten aus dem Blickwinkel einer Rassistin gesammelt wurden, die als

Lösung des Problems empfahl, die lästige Bevölkerung doch bald nach Afrika zu verfrachten.

**W**as Liverpool stattdessen tat, war genauso schlimm. Die Stadt machte die Schotten dicht. Eine unsichtbare Grenze teilt die Stadt, und zwar bis auf den heutigen Tag. Wenn Wally Brown vom College zu Fuß nach Toxteth läuft, und das sind nur zehn Minuten, dann kommt er erst am „Everyman Theatre“ vorbei, an berühmten Pubs wie dem „Philharmonic“ und feinen Restaurants. Dann die Rechtsanwaltskanzleien und Arztpraxen in den eleganten georgianischen Straßenzügen, die Universität, Galerien. Wally begegnet vielen Menschen – aber nicht einem Schwarzen oder Farbigen. Im Stadtzentrum, zehn Minuten in die andere Richtung, das gleiche Bild. Eine Stadt, in der es offenbar keine Einwanderung gegeben hat. Kein schwarzes Gesicht, gar keines, nicht in den Einkaufstraßen, nicht in den Supermärkten, auch nicht hinter den Theken. In London oder Birmingham findet man jede Farbe, die es unter der Sonne gibt. Nicht aber in der City von Liverpool.

Dann quert Wally Brown die Parliament Street, und es ist, als würde er eine andere Stadt betreten.

Er hält kurz inne, eine Erklärung noch, die wir brauchen, um sein Viertel zu ver-

Links

Toxteth ist ein Stadtteil der Mauern und Zäune. Hier trennen sie einen Fußballplatz, auf dem Jugendliche aus Somaliland spielen, von den Wohnstraßen ab

Rechts

Auch Falkner Terrace erzählt vom Niedergang. Seit die Reedereien keine schwarzen Seeleute mehr brauchen, schrumpft die Bevölkerung. Es kommen keine Kru mehr nach, und andere Völker bleiben auch nicht. Liverpool hat keine Arbeit für sie



stehen, um die Bilder, die jetzt folgen, einordnen zu können. Wer an den restaurierten Albert-Docks in den Bus zur Stadtrundfahrt steigt, sieht ein grandioses Liverpool. „Manche Gegenden hier haben eine Ertragskraft wie reiche Bezirke in London, und auf der anderen Seite des Mersey stehen Villen, die Millionen kosten. Und trotzdem gehört unsere Region Merseyside zu den ärmsten Europas mit der höchsten EU-Förderstufe – wie Sizilien beispielsweise.“ Wally hat diesen Vortrag schon oft gehalten, zielstrebig steuert er auf die bittere Pointe zu: „Um diese reiche Stadt so weit unter den europäischen Durchschnitt zu drücken, muss es Viertel geben, die wirklich elend dran sind. Und das sehen wir jetzt.“

Die Häuser am Weg werden schlagartig schäbiger, viele sehen völlig verwahrlost aus, verlassen. Wallys erster Stopp ist die Kirche in der Upper Hill Street von der „Brotherhood of the Cross and Star“. Sie steht unter Denkmalschutz, aber das nützt in dieser Nachbarschaft wenig. Plastikfolie, die das Dach notdürftig abdecken soll, knattert im Wind, die meisten Fenster sind kaputt, vom Pfarrhaus sind nur die Grundmauern übrig. In der City drehen sich Tag und Nacht die Kräne, hier gibt es kein Geld für die nötigsten Reparaturen. Die unbewohnten Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite wer-

den von einem Stahlgerüst vor dem Einsturz bewahrt. Der Pub am Ende der Häuserzeile, das „Alexandria Hotel“, war die Stammkneipe von Wallys Vater. Die Tür ist mit Wellblech verrammelt, an den Fenstern hängt dasselbe Schild wie fast an jedem Gebäude hier: „Protected by Lock up Security Services“. Doch was gibt es hier eigentlich noch zu verschließen? An der Fassade Graffiti: ein Krokodil, das Tony Blair verschlingt. Mehr Farbe gibt es in dieser grauen Straße nicht.

Weiter in die Hatherly Street, eine schmale Straße, die auf beiden Seiten von den typischen englischen Backsteinreihen Häusern gesäumt ist. Bei jedem zweiten Haus sind Türen und Fenster zugemauert oder vergittert, die Fassaden sind dunkel, wie von Ruß geschwärzt. Dass es irgendwo noch Leben gibt, kann man nur daraus schließen, dass die Mülltonnen am Straßenrand voll sind. Der Westen von Belfast sah einmal so aus – nach 30 Jahren Bürgerkrieg. Wally drängt, weiter. Die übernächste Straße ist die Granby Street. „Das war die wichtigste Einkaufsstraße“, erklärt er, „Gemüsehändler, Schlachter, Schneider, Kneipen, wir hatten hier alles, ein lebendiges Viertel.“ Jetzt ist die Granby Street so gut wie tot. Die Ladengeschäfte sind mit Brettern vernagelt oder mit schweren Rollläden verbarrikadiert. Wellblech scheppert im Wind, irgendwo quietscht ein trauriges Scharnier. Eine Geisterstadt.

Zwei schwarze Frauen in leuchtend grünen und roten Kleidern kommen vorbei, wie eine Erscheinung in der Wüste, im Schlepptau drei kleine Mädchen. Sie wollen zu einem der drei Läden, die es hier noch gibt, zum Pakistan General Store, der Halal-Fleisch verkauft. 100 Meter weiter liegt Goli's Call Shop, billige Ferngespräche, und dann hält noch ein Friseur die Stellung. Ken Drysdale ist schon fünfmal umgezogen mit seinem Barber Shop, weil die Hausbesitzer auf Eigenbedarf geklagt haben. „Und dann ist nichts weiter passiert“, erzählt der 51-Jährige, „die lassen die Häuser einfach weiter verfallen. Keiner investiert hier, keiner baut, keiner renoviert. Als ob sie darauf warten, dass sich das Problem irgendwann von selbst erledigt.“ Ken hat wie Wally einen schwarzen Vater und eine weiße Mutter. Bis auf zwei Jahre bei der Marine hat er immer in Toxteth gelebt und den Verfall des Viertels beobachtet. „Hier sind heute an die 60 Prozent der Leute arbeitslos. Und gleichzeitig schrumpft die Bevölkerung.“

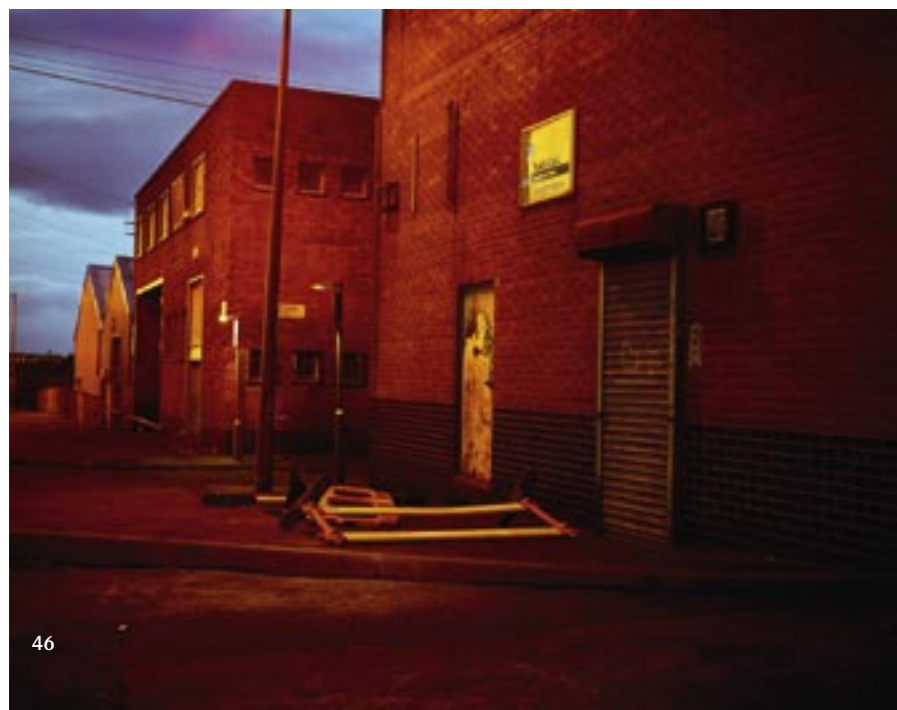
Denn Toxteth, die Einheimischen nennen es wegen seiner Postleitzahl auch *Liverpool 8* oder einfach *L8*, hat davon gelebt, dass die Seeleute gekommen sind, dass es Arbeit im Hafen gab. Seit die Schifffahrt von Dampf auf Öl umgestiegen ist und der Handel von Stückgut auf Container, sind jedoch immer mehr Arbeitsplätze verloren gegangen. Und vor allem sind

#### Links

Der Weg von Toxteth zum Mersey und zu den Docks ist nicht weit, zehn Minuten zu Fuß. Es geht vorbei an Lagerhäusern wie in der Upper Hill Street

#### Rechts

Vom Fährterminal sieht man das andere, das grandiose Liverpool – die Büropaläste der Reedereien, Versicherungen, Banken. Vergangenheit – der Hafen hat heute im internationalen Vergleich an Bedeutung verloren



**WER AN DEN RESTAURIERTEN ALBERT-DOCKS STEHT, SIEHT EIN GRANDIOSES LIVERPOOL. MANCHE GEGENDEN HIER HABEN EINE ERTRAGSKRAFT WIE REICHE BEZIRKE IN LONDON. TROTZDEM IST DIE REGION MERSEYSIDE EINE DER ÄRMSTEN IN EUROPA – WIE SIZILIEN BEISPIELSWEISE**

keine Kru mehr nachgekommen, denn sie gehörten nicht zu den typischen Einwanderern, die sich mit ihrer Familie aufmachen in ein neues Leben; die Kru waren nur ihrer Arbeit gefolgt, nicht ihren Hoffnungen.

Liverpool hat seit Ende der 1950er-Jahre auch seinen Anteil an der regulären Einwanderung gehabt, die aus allen britischen Kronkolonien nach England drängte, aus der Karibik und Ostafrika, aber nur die Ärmsten blieben gleich am Mersey hängen. Die meisten zog es weiter in die Midlands, wo die Fabriken gar nicht genug Arbeitskräfte finden konnten. Wally sagt: „Unternehmen in Birmingham oder Manchester war es völlig egal, ob ihre Leute weiß waren oder schwarz oder lila mit gelben Punkten. Eine florierende Wirtschaft überwindet alle Rassengrenzen.“ In anderen englischen Großstädten beträgt der Anteil der farbigen Bevölkerung 20 bis 30 Prozent; in Liverpool sind es nur sieben bis acht Prozent.

Sein Vater, berichtet Wally, hatte sein Leben lang keinen Kontakt zu Weißen – von den Kollegen an Bord einmal abgesehen, mit denen er sich gut verstand. Doch zu Hause in Liverpool bewegte er sich ausschließlich in seinem afrikanischen Netzwerk. Wenn er von seinen Reisen nach Hause kam, erschien der gesamte Freundeskreis zu Besuch, 26 bis 30 Leute,

alle auf einmal. „Sie tranken und rauchten Ganja“, erzählt Wally, „aber vor allem kamen sie, um abzuholen, was mein Vater ihnen aus Afrika mitbrachte, Lebensmittel, die es hier nicht gab, Okra zum Beispiel oder Yambohnen.“ Wenn die Männer abends zusammen ausgingen, zogen sie sich schick an. „Da waren die Afrikaner ganz anders als weiße Arbeiter. Ein weißer Malocher im Anzug? Niemals. Mein Vater aber hatte, wie viele seiner Freunde, einen ganzen Schrank voller Anzüge. Wenn er ausging, dann nie ohne Schlips und Anzug und seinen Hut.“

Heute würde er vergeblich nach Bars und Clubs suchen. Wally führt uns durch tote Straßen, North Hill Street, hier hat er gewohnt, Nummer 213, Claribel Street, hier gespielt, Berkley Street, hier Zeitungen ausgetragen. Upper Warwick Street, noch eine verwaiste Einkaufsstraße mit längst vergessenen Pubs.

Ein Großteil der alten Mietshäuser wurde in den 1970er-Jahren abgerissen, an ihrer Stelle stehen jetzt einfache Reihenhäuser, Standardkisten mit Normfassade. „Wir haben mit allen Verwandten in einem großen Haus gewohnt“, sagt Wally, „die komplette Familie, dazu Onkel und Tanten, Cousins, alle unter einem Dach. Das geht heute auch nicht mehr.“ Was haben sich die Stadtplaner nur dabei gedacht? Viele Vorgärten liegen hinter hohen Mauern, die Menschen ziehen sich

zurück, sie igeln sich ein, ein natürlicher Reflex in einer kalten Welt.

Zuletzt haben sich die Einwohner von Toxteth im Juli 1981 zur Wehr gesetzt. Nicht in artigem politischem Protest, das hatte man zu oft vergeblich versucht, sondern in einer Explosion der Wut. Es begann mit einer Lappalie – Polizisten, die einen Jugendlichen namens Leroy Cooper filzten. Aber wie üblich fassten sie den Jungen viel zu grob an, vor Zeugen, und die fingen an, den Polizeibus mit Steinen zu bombardieren. Über Nacht beruhigte sich die Lage, doch als die Polizei am nächsten Tag wieder schwarze Jugendliche festnahm, geriet die Lage außer Kontrolle. An der Kreuzung von Parliament Street und Grove Street, also an der Demarkationslinie zwischen L8 und dem weißen Liverpool, wurden Autos zu Barrikaden zusammengeschoben und angezündet; es kam zu Straßenschlachten, die *Toxteth riots*, die in der ganzen Welt Schlagzeilen machten.

Neun Tage dauerten die Kämpfe, die Polizei feuerte CS-Gas in die Menge, was sie bis dahin nur in Nordirland getan hatte. 70 Gebäude wurden demoliert oder in Brand gesetzt, darunter auch der „Rialto Ballroom“, ein Etablissement, das verhasst war, weil es keine Schwarzen einließ. „Der Bau hatte eine kupfergedeckte Kuppel“, erinnert sich Wally, „ich konnte von Weitem sehen, wie sie rot glühte.“ >



Links

Das südliche Ende der Hope Street gehört noch zum Universitätsviertel und damit zum weißen Liverpool. Wenige Straßen weiter verläuft eine unsichtbare Grenze. Erst dahinter, in Toxteth, trifft man schwarze Menschen auf der Straße. Die Stadt ist bis heute geteilt

Rechts

In der Granby Street, einst eine Arterie des Viertels mit vielen Geschäften, haben nur drei Läden überlebt – und das Haus der Somalia Community Association



**TOXTETH HAT DAVON GELEBT, DASS SEELEUTE GEKOMMEN SIND, DASS ES ARBEIT IM HAFEN GAB. SEIT DIE SCHIFFFAHRT VON DAMPF AUF ÖL UMGESTIEGEN IST, SIND IMMER MEHR ARBEITSPLÄTZE VERLOREN GEGANGEN. VOR ALLEM SIND KEINE KRU MEHR NACHGEKOMMEN**

Er stand damals als Vermittler zwischen den Fronten. Nach einer Lehre als Werkzeugmacher – er war der einzige schwarze Lehrling, einer von fünf schwarzen Arbeitern in einer Belegschaft von 12 000 – hatte er Soziologie studiert und in Toxteth ein Jugendzentrum geleitet. Als Forscher hatte er die miserablen Bildungschancen der Kinder aus *L8* untersucht, und er war in der Lokalpolitik aktiv. Und jetzt sollte er helfen, eine Wut zu bändigen, die er so gut verstehen konnte. Es ist der einzige Punkt, bei dem der eloquente Wally Brown einsilbig wird. Keine langen Erklärungen, stattdessen Erinnerungen über die Lage auf dem Schlachtfeld: „Die Polizei rückte von Westen und Norden an, die Verstärkung aus Toxteth kam über Mulgrave und Granby Street.“

Die Stadtplaner sind möglicherweise die Einzigen, die auf die Tumulte mit Veränderungen reagiert haben. Granby Street, die Lebensader in Wallys altem Viertel, wurde abgetrennt vom Durchgangsverkehr. Die Straße endet jetzt in einem Labyrinth von Wohnstraßen und Sackgassen. Von hier rücken jedenfalls keine Demonstranten mehr auf das weiße Liverpool vor, der Weg ist versperrt.

Vielleicht taugt die gesichtslose Neusiedlung als Sinnbild für die Lage der Kru und ihrer Nachkommen. Sie kamen nach Liverpool – ohne Familie und ohne ein Stück ihrer Heimat im Gepäck. Sie besaßen im Grunde auch keine gemeinsame Kultur, die Zusammenhalt stiften konnte, dazu waren die Kru zu verschieden. Und durch die Heirat mit weißen Frauen verloren die afrikanischen Traditionen in der eigenen Familie schnell an Bedeutung. „Wenn mein Vater und seine Freunde zusammensaßen“, erinnert sich Wally, „dann sprachen sie natürlich ihre Sprache aus Afrika. Und ich weiß noch genau, wie meine Mutter jedes Mal protestierte: ‚George, sprich doch Englisch!‘ Ich habe die Sprache der Kru nie gelernt – und auch ihre afrikanische Lebensweise nie gekannt.“

Als Kind wusste er nicht, dass es da mehr gab als nur den Kontinent der Herkunft, Afrika. Denn er wuchs mit einem fundamentalen Missverständnis auf. „Ich habe immer gedacht, dass mein Vater und seine Männer sich Kru nannten, weil sie als Crew arbeiteten. Mit dem letzten Kru-Seemann verschwand die Sprache und die letzte Spur ihrer Identität.“

Die neue Heimat hat nie Interesse daran gezeigt, hat nicht gefragt, hat jede Unterstützung versagt und alles getan, um die Verbindung zu kappen, die kulturelle Lebensader abzuschneiden. Übrig bleibt eine schrumpfende schwarze Gemeinde, die mit Wally Brown vielleicht die einzige Stimme hat, die noch sagt: Ich bin vom Stamm der Kru.

**L**iverpool ist in diesem Jahr die Kulturhauptstadt Europas. Was hat sie nicht investiert, um die Gäste zu beeindrucken! Bürgermeister Warren Bradley rechnet es stolz in jedem Interview vor: Man hat Milliarden verbaut, Hunderte Veranstaltungen wird es geben, Theater, Ausstellungen und vor allem Musik. Simon Rattle, in Liverpool geboren, kommt mit den Berliner Philharmonikern, und auch die berühmtesten Söhne der Stadt werden spielen, Paul McCartney und Ringo Starr.

Ringo wuchs übrigens in Toxteth auf, in der Madryn Street, vom Haus der Browns konnten sie ihn sehen, wenn er zur Bushaltestelle lief; er ist ein Jahr älter als Wally. Ringo hatte jedenfalls die Ehre, den Reigen der Konzerte zu eröffnen – mit einem coolen Gastspiel auf dem Dach der St. George’s Hall, dem vielleicht prächtigsten neoklassizistischen Bau der Stadt. „Liverpool 8“ heißt sein neues Album – wie der Titelsong, der inzwischen als neue Hymne der Hafenstadt gefeiert wird. „Liverpool, I left you“, singt also Ringo Starr, „destiny was calling, I just couldn’t stick around ... but I never let you down“, das Schicksal hat ihn gerufen, er konnte einfach nicht bleiben, aber seine Heimat hat er nie vergessen.

Seine schwarzen Nachbarn und das Elend von *Liverpool 8* erwähnt er mit keiner Silbe. ☹

---

*Olaf Kanter, 45, war bis Ende 2007 mare-Redakteur für Wirtschaft und Wissenschaft. Er arbeitet heute im Politikressort von „Spiegel Online“. Fotograf Guillaume Herbaut, Jahrgang 1970 und Gründer des Kollektivs L’Œil Public, lebt in Paris.*

*Wichtige Quelle neben Brown war Friseur Ken Drysdale, der seit anderthalb Jahrzehnten einen Laden in der Granby Street hat. Weil keiner so viel Klatsch aus dem Viertel kennt wie ein Friseur, ließ Kanter sich die Haare schneiden. Drysdale erzählte – und schnitt lustlos drauf los. Kein guter Tag heute? Drysdale zeigte abschätzig auf den Hinterkopf vor ihm. „Nein, aber nennt ihr Weißen dieses dünne Zeug wirklich Haar?“*

**„ICH HABE IMMER GEDACHT, DASS MEIN VATER UND SEINE MÄNNER SICH KRUNANNTEN, WEIL SIE ALS CREW ARBEITETEN. MIT DEM LETZTEN KRUSEEMANN VERSCHWAND DIE SPRACHE UND DIE LETZTE SPUR IHRER IDENTITÄT“**